



EMIL KÖNIG ist das Pseudonym eines erfolgreichen Autors, der als Sohn griechischer Gastarbeiter 1964 nach Deutschland zog. Er schreibt Bücher für Kinder und Erwachsene, arbeitet aber auch als Drehbuchautor fürs Fernsehen. Er lebt in Düsseldorf.

Besuchen Sie uns auf [www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)  
und Facebook.

Emil König

# Die kiffende Elster

Geschichten aus dem Stadtpark



**PENGUIN** VERLAG

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen  
von Penguin Books Limited und werden  
hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage, 2019

Copyright © 2019 Penguin Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Covergestaltung und -motiv: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)

Redaktion: Manuela Knetsch


Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10238-0

[www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

# Inhalt

- 7 Gassigehen für Fortgeschrittene
- 14 Schwarz-weiß ist die Elster
- 21 Gestopfte Gänseleber
- 27 Kiffende Elstern
- 34 Mein neues Nest
- 42 Der Baumflüsterer
- 49 Der geile Fuchs
- 60 Zum Glück gibt's Elstern
- 66 Die Nilgänse wandern aus
- 83 Falke de Sade
- 96 Brennessel-Boulevard Bollywood
- 116 Kaninchen sind die besseren Menschen
- 136 Das Burka-Hähnchen
- 152 Die diebische Elster, Teil eins
- 162 Die diebische Elster, Teil zwei

- 173 Raupen heiraten nicht  
190 Elstern mögen Beethoven  
204 Die Nachtigall ist keine Lerche  
209 Huhn geht durch den Magen  
222 Die tätowierte Linde  
237 Von Bäumen und Menschen  
243 Die diskrete Trauerbuche  
252 Das respektlose Eichhörnchen  
261 Der Schimmel der Apokalypse  
267 Der kleine Park ist überall!

## Gassigehen für Fortgeschrittene

Ich heiße Emil und habe Freunde, die wissen gar nicht, dass sie meine Freunde sind.

Sie kennen mich auch nicht persönlich. Trotzdem fühle ich mich gut bei ihnen aufgehoben. Ohne sie wäre mein Leben ärmer.

Ihr Zuhause ist der kleine Park in meiner Nachbarschaft. Und meine Freunde, das sind die Elstern, die Kaninchen, der Fuchs und die Igel – um nur einige zu nennen.

Jetzt hätte ich fast die Bäume und Sträucher vergessen, als da sind die Linde, die Trauerbuche, die Brennnesseln und all die anderen Pflanzen. Auch sie zähle ich zu meinen Freunden.

Als ich meinen Freunden das erste Mal begegnete, konnte man jedoch nicht gerade vom »Beginn einer wunderbaren Freundschaft« sprechen, im Gegenteil.

An jenem Tag zog ich in meine neue Wohnung ein. Vorausgegangen waren einige unappetitliche Wochen mit meiner Freundin Alexandra, die in meinem Auszug aus unserem gemeinsamen Zuhause gipfelten. Meine neue Bleibe lag in direkter Nachbarschaft zu einem kleinen Park, was nicht mit meiner Liebe für die Natur zusammenhing, sondern reiner

Zufall war – ich hatte einfach die erstbeste bezahlbare Dreizimmerwohnung in der Innenstadt ausgesucht. Den Park auf der gegenüberliegenden Straßenseite nahm ich gerne mit, weil meine kleine Hündin Pippa es liebte, ausdauernd Gassi zu gehen.

Insofern rechnete ich es ihr hoch an, dass sie sich während des Umzugs ruhig und geduldig verhielt und mehrere Stunden auf ihren Auslauf verzichtete. Mit einer fast stoischen Gelassenheit beobachtete sie die tätowierte Packerbrigade, die ich mit den Möbeln von einem Zimmer ins andere scheuchte, da ich keinen Plan hatte, wie die Wohnung eingerichtet werden sollte. Obendrein hatte ich es versäumt, die Umzugskartons zu beschriften, was das Chaos nur vergrößerte. Meine Faulheit resultierte aus der Tatsache, dass ich bis zuletzt auf eine Versöhnung mit Alexandra gehofft hatte, die aber an ihrem Veto gescheitert war. Und erst jetzt, als ich mit meinem ganzen Krempel in dieser leeren neuen Wohnung stand, realisierte ich, dass ich umgezogen war und drei Zimmer darauf warteten, eingerichtet zu werden. »Das Sofa doch mehr ans Fenster und den Schrank näher an die Tür, oder doch lieber das Sofa neben die Tür, den Schrank ans Fenster ...«

Irgendwann wurde es dem bulligen Chef der Truppe zu bunt, und er zog die Notbremse: »Sechzehn Uhr! Feierabend!« Wie auf Kommando ließen die Muskelmänner alles stehen und liegen – und weg waren sie. Angesichts des verbliebenen Chaos wollte ich schon Protest einlegen, aber da sah ich Pippa, die schwanzwedelnd am Balkon stand und sehnsüchtig auf den kleinen Park auf der gegenüberliegenden Straßenseite schaute. Sie wollte raus, und ich tat ihr den Gefallen.



Am Eingang des Parks empfing uns ein Begrüßungskomitee, auf das ich gerne verzichtet hätte: Ein Dutzend Tauben chillte auf einem Trafohäuschen und gurrte uns im Halbschlaf monoton an.

Von dieser Basis hier flogen sie bestimmt auf die nahe gelegenen Häuser, um sie mit Kot zu bombardieren, schoss es mir durch den Kopf. Pippa erriet meine Gedanken und bellte die Tauben laut aus ihrem Wachkoma. Irritiert flatterten sie davon, wobei es Taubenscheiße auf mich herabregnete. Fluchend versuchte ich auszuweichen und eilte in den Park. Das Erste, was ich erblickte, war eine weite Rasenfläche mit zahlreichen Erdlöchern, ein gutes Dutzend Bäume und mittendrin eine riesige Trauerbuche, die einen wahrhaft deprimierenden Eindruck hinterließ – genau wie die Parkbänke, vollgekritzelt mit Graffiti, die Legastheniker verfasst haben mussten. Von irgendwoher wehte ein Gestank herüber, der mich an Gülle erinnerte, aber wo sollte es hier, mitten in der Stadt, einen Bauernhof geben? Ich ging schnell weiter, vorbei an einem Spielplatz, der von einem Unkrautschungel flankiert wurde. Dieses Gestrüpp schrie förmlich nach einem Kahlschlag, und das einzige Grünzeug, das ich identifizieren konnte, waren die Brennesseln. Der Rest blieb mir ein Rätsel. Obwohl meine Bücherwand mehrere Meter breit war, hielt ich Flora zu diesem Zeitpunkt noch für einen Mädchennamen und konnte gerade einmal Brennesseln von Tulpen unterscheiden, was mich aber gar nicht weiter störte – Hauptsache, Pippa konnte rumschnüffeln und ihr Geschäft erledigen. Als dies geschehen war, wollte ich endlich wieder in meine Wohnung und dort halbwegs Ordnung schaffen, doch ein dreistes Kaninchen machte

mir einen Strich durch die Rechnung. Mit seinem weißen, flauschigen Schwänzchen posierte es kokett mitten auf der Wiese und brachte Pippa sofort zur Weißglut. Sie war zwar eine Promenadenmischung, aber in ihrer DNA steckten auch die Gene eines Terriers. Sofort warf die kleine Hündin ihren Jagdmodus an und schoss auf das Kaninchen los. In Sekundenbruchteilen war die Leine so hart gespannt wie ein Drahtseil, mir wurde fast der Arm ausgerissen. »Pippa! Nein!«, brüllte ich, aber die weiße Rakete raste mit Überschallgeschwindigkeit auf das Kaninchen zu, das in allerletzter Sekunde von einem dunklen Erdloch verschluckt wurde. Blöderweise trat ich in diesem Moment ebenfalls in eines dieser Erdlöcher, und mein Fußgelenk gab nach wie Gummi. Ich brüllte vor Schmerzen. Mitleidig schnüffelte Pippa an meinem lädierten Fuß. »Schon gut, Pippa. Alles gut.« Ich kraulte ihre Öhrchen und war ihr überhaupt nicht gram. Ein Drittelterrier konnte eben nicht aus seiner Haut! Hatte ich mir etwas gebrochen? Es tat jedenfalls höllisch weh, und mein Knöchel schwoll an, als hätte ich Hefe geschluckt. Vorsorglich rief ich den medizinischen Notdienst an. Eine Stunde später, während bei mir zu Hause die Umzugskartons aufs Auspacken warteten, wurde ich in der orthopädischen Abteilung der städtischen Klinik geröntgt. Zum Glück handelte es sich nur um eine Prellung, aber ich sollte den Fuß schonen und auf weitere schnelle Bewegungen verzichten: »Halten Sie sich von Kaninchen fern!«, scherzte der Arzt. Ich hatte Glück, dass der Krankenpfleger noch eine Krücke auftreiben konnte. Sie war zwar pink, schonte aber immerhin meinen Fuß.

In meinem angeschlagenen Zustand war ans Auspacken nicht zu denken. Allerdings musste ich vor dem Schlafengehen noch einmal mit Pippa raus. »Lass bitte die Kaninchen in Ruhe«, flehte ich sie an und humpelte mit ihr erneut in die Höhle des Löwen. Links stützte ich mich auf die pinke Krücke, rechts hielt ich Pippas Leine – nach Murphys Gesetz konnte das nicht gut gehen.

Ich sollte die Erfahrung machen, dass es spätabends im Park nicht anders zugeht als in dem Film *Nachts im Museum*: geheimnisvoll und turbulent. Zunächst lief alles gut. Pippa hatte die Laterne getauft, und ich wollte mich gerade wieder auf den Rückweg machen, da huschte etwas an meinem Gesicht vorbei. War es ein Luftzug oder ein Papierflieger? Ein riesiges Insekt? Reflexartig wischte ich mir mit meiner rechten Hand vor dem Gesicht herum und schlug dabei blöderweise meine Brille weg, die im hohen Bogen in die Dunkelheit flog.

»Meine Brille, meine Brille! Ich muss sie suchen! Bleib bitte ganz ruhig, Pippa«, flehte ich die kleine Hündin an, legte Krücke und Leine ab und kroch auf allen vieren los, um den Rasen abzutasten. Pippa wurde von der Dunkelheit verschluckt, und ich hoffte inständig, dass die Kaninchen schon schlafen würden. »Pippa, komm her! Sofort!«, rief ich, aber da hörte ich sie schon gefährlich knurren. Um weiteres Unheil abzuwenden, wollte ich in ihre Richtung kriechen, da vernahm ich ein leises Knirschen. Ich ahnte Böses und sollte recht behalten: Mein rechtes Knie hatte die Brille zermalmt. Bevor ich wie das berühmte HB-Männchen in die Luft gehen konnte, begann Pippa noch lauter zu knurren.

»Was ist los, verdammt noch mal?« Wie eine Schildkröte auf Speed kroch ich weiter und griff mit der linken Hand in tausend Nägel – so jedenfalls fühlte es sich an. Vor Schmerzen biss ich mir die Lippen wund. Endlich fiel mir ein, dass mein Handy mit einer Taschenlampe ausgestattet war. Der Lichtstrahl öffnete mir die Augen: Ich hatte nicht in einen Haufen Nägel gegriffen, sondern in einen Igel, der sich in Abwehrhaltung wie ein riesiger Trüffel vor Pippa zusammengerollt hatte. Obwohl meine Hand stark blutete, schnappte ich mir die Hundeleine und zog die knurrende Pippa von der stacheligen Kugel weg.

Im Nachhinein erscheint es mir wie ein Wunder, dass ich heil wieder nach Hause kam. Einbeinig humpelnd, halb blind und mit einer vorlauten Hündin an der Leine – eine paralympische Meisterleistung!

Dummerweise blieben Krücke und Brille in der Dunkelheit zurück.

Zu Hause, verloren inmitten von Umzugskartons und verwaisten Möbeln, suchte ich – vergeblich – nach meiner Ersatzbrille. Ich hatte keine Ahnung, in welcher Kiste ich sie verstaut hatte.

Als ich später völlig übermüdet auf einer Matratze lag, beschloss ich, den ganzen dämlichen Tag zu vergessen und einfach einzuschlafen. Ohne Erfolg. Auch auf einen Anruf von Alexandra hatte ich heute vergebens gehofft. Sie hätte fragen können, wie der Umzug verlaufen war. Hatte sie aber nicht. Warum meldete sie sich nicht? Ausgemacht hatten wir doch nur eine räumliche Trennung, um Abstand zu gewinnen, keine endgültige. Ich war einverstanden gewesen, weil die

letzten drei, vier Monate für uns beide eine Qual gewesen waren. Allein schon durch unsere unterschiedlichen Arbeitszeiten war unser gemeinsamer Alltag auf der Strecke geblieben. Als Anwältin arbeitete sie tagsüber, während ich mir als Drehbuchautor so manche Nacht kreativ um die Ohren schlug. Die Wochenenden nutzte sie für Seminare und Fortbildungen. Hinzu gesellten sich kulturelle Unterschiede. Sie stand auf Opern, ich auf Rock. Sie mochte das Theater, ich das Kino. Anstatt dass jeder einen Schritt auf den anderen zuzuging, blieben wir stur, wie so viele andere Paare vor uns.

»Wir brauchen Abstand!«, resümierte sie schließlich nach einem besonders heftigen Wortwechsel und schlug eine »räumliche Trennung« vor. Ich stimmte dem zu, aber je näher der Tag des Auszugs rückte, desto unruhiger wurde ich. »Nachher ist das der Anfang vom Ende«, prophezeite ich ihr, aber Alexandra bestand auf ihrem Plan.

»Ich bin Scheidungsanwältin, glaub mir, ich weiß, woran viele Beziehungen scheitern.«

»Und ich bin Drehbuchautor und habe mir schon unzählige Happy Ends einfallen lassen. Aber keines davon kam durch eine »räumliche Trennung« zustande!«

An all das dachte ich, während ich versuchte einzuschlafen.

## Schwarz-weiß ist die Elster

Anstatt die Wohnung einzurichten, suchte ich am nächsten Tag drei Ärzte auf: einen Orthopäden, einen Internisten und einen Augenarzt. Ein Psychiater würde folgen, wenn es so weiterginge. Ich verfluchte den Umzug, die neue Wohnung, den Park, seine Erdlöcher und alles, was dazugehörte.

Alexandra ließ weiterhin nichts von sich hören, und das ärgerte mich. Sollte ich sie anrufen? Nein, offenbar brauchte sie Abstand und Zeit, um in Ruhe über uns nachzudenken. Und die sollte sie natürlich bekommen. Ich würde ihr keinerlei Druck machen. In der Zwischenzeit musste mein eigenes Leben weitergehen, und das tat es auch. Die Verstauchung heilte schneller als erwartet, und die vielen Umzugskartons warteten darauf, ausgepackt zu werden.

»Papa, wenn du willst, setze ich mich in den Bus und komme dir helfen«, bot sich mein Sohn Nik an, der in der Schweiz studierte. Er stammte aus meiner ersten Ehe und lebte in Genf. Ich lehnte dankend an, weil sich meine Freunde Jojo und Grabowski bereits diesbezüglich gemeldet hatten. Mit ihrer Hilfe gelangten die Möbel schließlich dorthin, wo ich sie hinhaben wollte. Nur die Lampen brachte ich nicht an, weil ich immer noch auf einen Wiedereinzug bei Alexandra hoffte – die Hoffnung starb bekanntlich zu-

letzt. Aber noch wohnte ich hier, und noch lag der Park auf der anderen Straßenseite. Um weiteren Katastrophen dort aus dem Wege zu gehen, wollte ich vorgehen wie die amerikanischen SEALS. Das Motto lautete: Schnell vorbei an den Taubenwächtern ins Feindesland eindringen, Mission erfüllen und heil wieder rauskommen! Leider spielte Pippa nicht mit. Ehe sie ihr Geschäft erledigte und wir uns auf den Heimweg machen konnten, nahm sie sich ausreichend Zeit, jeden Strauch und jede Laterne zu beschnüffeln. Zeit genug für mich, die Grünanlage näher unter die Lupe zu nehmen.

Mir war das alles hier zu ungepflegt. Die Sträucher wuchsen wild um die Wette, die Abfalleimer quollen über, und viele der Hundebesitzer schienen noch nie etwas von Kotbeuteln gehört zu haben. Obwohl die Stadt Düsseldorf beileibe nicht am Hungertuch nagte und im Vergleich zu anderen Kommunen finanziell bestens dastand, wurde der Großteil des städtischen Etats offenbar in die repräsentativen Grünanlagen des Hofgartens gepumpt, in Sichtweite der Königsallee, wo die Herren in Bentleys und Ferraris protzten und die Damen sich bei Dior, Chanel und Prada die Klinke in die Hand gaben. Im kleinen Park dagegen hatten die städtischen Gärtner offenbar Hausverbot. Die Menschen des Viertels schien das nicht zu stören, da sie trotzdem ausgiebig Gebrauch von diesem grünen Flecken machten. Vormittags war weniger los, meist bevölkerten Senioren und schulschwänzende Jugendliche die Bänke. Am Nachmittag tauchten dann die Mütter mit ihren Kleinkindern auf, die den Spielplatz in Beschlag nahmen. Was sich nach Einbruch der Dunkelheit dort abspielte, interessierte mich nicht; mir reichte das nächtliche Desaster mit dem Igel. Kurzum, ich

hatte diese Grünfläche abgeschrieben. Für meine Zukunft dort sah ich schwarz, und ich sollte recht behalten.

Genau genommen sah ich schwarz-weiß: Elstern! Elstern sind diese Vögel mit bläulich-schwarzen und weißen Federn, die bei den meisten Menschen keinen guten Ruf genießen. Ich selbst hatte bis dato keine Meinung zu Elstern, mich störte nur ihr lautes, rauchiges Krächzen.

Ihre erste Kontaktaufnahme werde ich nicht vergessen. Ich ging gerade mit Pippa Gassi, als mich plötzlich eine Walnuss auf den Kopf traf. Nach einer Schrecksekunde strich ich mir vorsichtig über die Glatze und war beruhigt, dass ich nicht blutete. Wer hatte mir die Nuss auf den Kopf geworfen? Kein Mensch weit und breit. Bevor ich weitergehen konnte, schoss eine weitere Nuss herunter, die mich aber knapp verfehlte. Keine Sekunde später glitten zwei schwarz-weiß gefiederte Vögel auf den Boden. Sie hackten die Schale auf, die durch den harten Aufprall angeknackst war, und pickten geschickt den Nusskern heraus. Beeindruckt beobachtete ich, wie sie eine weitere Nuss auf den Boden warfen und knackten. Die beiden schnatterten miteinander und glucksten laut, als würden sie sich gegenseitig Witze erzählen. Das imponierte sogar Pippa, die keinen Mucks von sich gab und aufmerksam zuhörte. Leider verstanden wir nicht, was die beiden sich zu sagen hatten, während sie sich an den Nüssen labten. Am liebsten hätte ich den Elstern stundenlang zugeschaut, aber nach der vierten oder fünften Nuss flogen sie davon. Es war das erste Mal, dass ich freiwillig länger als unbedingt notwendig im Park geblieben war.

Es dauerte nicht lange, bis ich den beiden Vögeln wiederbegegnete. Diesmal spielten sie die Oper »Die diebische



Elster« nach. Tatort war der Rasen neben dem Spielplatz, wo die Taschen und Körbe einiger Eltern standen, die mit ihren Kindern spielten. Es war unglaublich: Die beiden Eltern flogen herbei und landeten direkt vor einem Korb, der etwas abseits stand. Ich wurde Zeuge einer raffinierten Arbeitsteilung: Eine Elster schob den Deckel des Korbs beiseite, die andere leerte den Inhalt auf dem Rasen aus. Anschließend machten sich beide ans Mittagessen. Vorspeise: Goldbären und Schokoküsse. Hauptgang: Fleischwurst und Gouda. Dessert: Chips und Flips. Sofort googelte ich mit meinem Smartphone nach einigen Infos über Elstern und erfuhr, dass diese Rabenvögel äußerst clever und wissbegierig waren. In einer wissenschaftlichen Zeitschrift wurden sie sogar »neunmalklug« genannt. Ihr Gehirn zählte zu den höchstentwickelten unter den Singvögeln, und als Indiz dafür wurde angeführt, dass sie ihr eigenes Spiegelbild erkannten und komplexe Probleme schnell lösen konnten. So benutzten sie in Experimenten beispielsweise Hölzchen oder Steine als Werkzeug, um an ihr Futter zu kommen. Forscher kamen zu dem Schluss, dass Elstern es in geistiger Hinsicht mit einem zweijährigen Kind aufnehmen konnten. Interessant auch ihre emotionale Kompetenz: Elsternpaare blieben ein ganzes Leben lang zusammen und zogen gemeinsam und »liebepoll« ihre Kinder auf. Die Rabenvögel waren genauso intelligent wie etwa Delfine oder Schimpansen, galten aber, anders als diese Tiere, im Allgemeinen nicht als Sympathieträger. Stattdessen brachten viele Menschen sie mit Hexen, Zauberern und Magiern in Verbindung, und sie hatten selbst in diesem Themenspektrum keine positive Besetzung wie zum Beispiel das Einhorn, das ja seit Jahren wieder voll im

Trend ist und als Motiv von der Untertasse bis zur Unterhose quasi alles zielt. Rabenvögel rangierten in der menschlichen Sympathieskala auf den unteren Rängen.

Just in diesem Moment rief mich völlig überraschend Alexandra an.

»Emil, wir müssen uns treffen«, sagte sie barsch. Kein freundliches »Hallo«, kein »Wie geht es dir?«, überhaupt kein Wort der Begrüßung.

»Um was geht es?«, fragte ich betont sachlich, weil ich nicht zugeben wollte, dass ich seit Tagen auf ihren Anruf gewartet hatte.

»Nicht am Telefon!«, machte sie mir patzig klar.

»Was ist denn los? Ist dir nicht gut?«, fragte ich besorgt. Ihr unfreundlicher Befehlston passte gar nicht zu ihr, im Gegenteil: Wenn sie telefonierte, war sie immer die Höflichkeit in Person.

»Ich habe doch gesagt, nicht am Telefon. Hörst du nicht zu?«

»Meine Güte, entschuldige. Ich habe mir einfach Sorgen gemacht!«

»Hast du morgen um acht Uhr abends Zeit?«

»Ich denke schon.«

»Dann sehen wir uns in der Palme!«

Sie beendete das Telefonat genauso grußlos, wie sie es begonnen hatte. Ich konnte mir ihre Unfreundlichkeit nicht erklären. War ich in irgendein unsichtbares Fettnäpfchen getreten? Ich war mir keiner Schuld bewusst.

Auf dem Rückweg hatte ich eine seltsame Begegnung mit einem schwächigen Jungen, den ich auf vierzehn, fünfzehn, vielleicht auch schon sechzehn Jahre schätzte. Er trug Jeans,

ein T-Shirt mit Mickymaus-Motiv und ein viel zu großes Baseball-Cap. Freundlich lächelnd kam er auf mich zu.

»Einen wunderschönen guten Tag! Wollen Sie Cannabis?«, fragte er mit rheinischem Akzent.

Ich traute meinen Augen und Ohren nicht. Dieser Milchbubi fragte einen Mittfünfziger mit Hund, ob er kiffen wollte!

»Willst du mich verarschen, Junge?«, knallte ich ihm an den Kopf. Meine Laune befand seit dem Telefonat mit Alexandra ohnehin im Keller.

»Nein! Ich habe guten Stoff!«, beteuerte er und holte aus seiner Tasche ein durchsichtiges Plastiktütchen, das mit einem kleinen dunklen Barren gefüllt war.

»Musst du nicht zur Schule? Hast du nichts Besseres zu tun, als Drogen zu verkaufen?« Ich gebe zu, dass ich ihn ziemlich anblaffte, aber in diesem Moment konnte ich nicht anders.

»Ich bin schon sechzehn! Fragen Sie meine Mutter!«, antwortete er allen Ernstes.

»Lass den Unsinn sein, und mach, dass du wegkommst, bevor dich die Polizei erwischt!«, fuhr ich ihn an, obwohl er mir mittlerweile ein wenig leidtat. Natürlich fand ich es völlig dämlich, dass er Drogen verkaufte, aber das rechtfertigte nicht meine Grobheit.

»Vielen Dank für die Warnung«, erwiderte er höflich und entfernte sich schnell. Ich wunderte mich über ihn. War er sich überhaupt im Klaren darüber, dass er Drogen verkaufte? Offenbar nicht, denn ich sah nun wirklich nicht aus wie ein Kiffer – oder doch? Von wem hatte er die Drogen überhaupt? Sicher nutzte irgendjemand seine Naivität aus.

Da mir Alexandras Anruf nicht aus dem Kopf ging, hielt ich mich allerdings nicht lange mit Spekulationen über das Schicksal des Jungen auf. Was wollte sie? Warum tat sie so geheimnisvoll? Nach reiflicher Überlegung kam ich zu dem Schluss, dass sie auf Versöhnungskurs war, es mir aber nicht allzu leicht machen wollte. Anscheinend erwartete sie, dass ich meine Fehler und Versäumnisse der Vergangenheit eingestehen sollte. Dass sie etwas falsch gemacht haben könnte, kam ihr bestimmt nicht in den Sinn. Selbstkritik war ein Fremdwort für sie. Trotzdem. Asche auf mein Haupt, wenn es der Versöhnung dienen sollte. Der Klügere gibt nach. Ich wollte Alexandra entgegenkommen und holte sogar meinen blauen Anzug aus der Mottenkiste, um ihr zu beweisen, dass sie mir wichtig war. Der Dreitagebart verschwand, und ich krönte meine Vorbereitungen für das Treffen mit einem Bad – dem ersten seit Monaten.

## Gestopfte Gänseleber

Das Treffen fand in Alexandras Lieblingsrestaurant statt. Es hieß Blaue Palme und war von einem mexikanischen Designer entworfen worden. Nichts an der Einrichtung war blau, und auch eine Palme suchte man vergebens. Stattdessen hatte man vor den Fenstern Kakteen und Yuccas aus grünem Plastik aufgestellt und hielt das für besonders kreativ. Hinzu kamen Wandlampen, gebastelt aus Plastiktüten, die grünes Licht spendeten. Aus den Lautsprechern, die Mülltonnen glichen, ertönte unsäglich schlechte Musik, die an Urwaldklänge erinnern sollte. Dieses geschmacklose Biotop galt unter den Gourmets der Stadt als Hotspot. Für mich, der am liebsten im »Hellas«-Grill oder im China-Imbiss »Hongkong« einkehrte, war das die falsche Adresse, doch Alexandra, die auf Schickimicki und hipbes Design stand, wäre dort am liebsten eingezogen. Egal. Wenn es der Versöhnung diente, war ich gerne zu Kompromissen bereit. Um ihr zu beweisen, dass ich unser Treffen ernst nahm, orderte ich sogar die Spezialität des Hauses: gerupften Algensalat auf Fischeierrisotto, wobei es kein Geheimnis war, dass ich Seegräser und anderes Meeressedöns verabscheute. Alexandra bestellte wie üblich Gänsestopfleber.

»Du siehst sehr gut aus!«, eröffnete ich nach der Bestellung

optimistisch schwungvoll das Gespräch und setzte mein charmantestes Lächeln auf. Alexandra wehrte mein Kompliment wie eine lästige Fliege ab: »Lass das bitte!«

»Ich meine es ernst«, versicherte ich und strich so behutsam über ihre Hand, als wäre sie aus Nitroglyzerin. Alexandra reagierte trotzdem explosiv: »Hör auf damit!«

Warum diese harsche Reaktion? Wie viele Tonnen Läuse waren ihr über die (Gänse-)Leber gelaufen?

»Schlechte Laune?«, fragte ich mit sonorer Stimme und setzte die Miene eines verständnisvollen Psychologen auf.

»Wie geht es Pippa?«, entgegnete sie kühl.

»Sie lässt dich grüßen.« Meinen verlegen vorgetragenen Scherz kommentierte sie mit einem genervten Seufzen. Aber ich ließ nicht locker: »Sie mag den kleinen Park und hat schon jeden Strauch markiert. Die Brennesseln haben gestern bereits eine Initiative gegen sie gegründet.«

Mein Witz kam nicht gut an. Alexandra rollte genervt mit den Augen. Okay, sagte ich mir, dann soll sie doch mal den Ball ins Spiel bringen. Und so hielt ich laut hörbar den Mund. Dummerweise folgte sie meinem Beispiel, sodass die Konversation zum Erliegen kam, bevor sie richtig begonnen hatte. Wir schwiegen uns eine Weile an. Erst der Kellner, der die Speisen brachte, unterbrach die Stille.

»Gänsestopfleber für die Dame, gerupfter Algensalat für den Herrn«, flötete er in gedämpfter Zimmerlautstärke und stellte die Teller auf den Tisch.

Alexandra begann mit ihrem Messer, die Gänseleber in akkurate Quadrate zu zerteilen. Als Juristin liebte sie klare Strukturen. Mein Blick dagegen blieb an den giftgrünen Algen hängen, die meiner Ansicht nach noch lebten. Und das

Fischeierrisotto erinnerte mich an Pippas Hundefutter, was allerdings nur einen Bruchteil kostete. Dieser Fraß hier gehörte eindeutig ins Dschungelcamp und nicht auf meinen Teller. Aber ich machte gute Miene zum bösen Spiel und streichelte lustvoll mit der Gabel über das Glitschzeug.

Alexandra nahm den Gesprächsfaden wieder auf: »Wo waren wir stehen geblieben?«

»Beim Park. Soll ich dir mal was sagen? Da leben zwei Elstern, die sind derart cool ... Du glaubst nicht, was die alles treiben ...«, begann ich zu schwärmen, kam aber nicht weit, weil Alexandra mich unterbrach.

»Elstern?«, fragte sie erstaunt und hob den Blick von ihren Leberwürfeln.

Ich nickte und erzählte, was ich mit den beiden schwarzweißen Vögeln erlebt hatte.

»Schon mal davon gehört, dass Elstern in Mülltonnen rumwühlen?«, fragte sie scharf und begann sich wieder ihren Würfeln zu widmen. Einer nach dem anderen landete in ihrem Mund.

»Keine Ahnung, meine beiden stehen eher auf Goldbären!« Ich musste daran denken, wie sie die Tüte mit dem Fruchtgummi geplündert hatten, was ich auch im Nachhinein sehr clever fand.

»Das ist wieder typisch für dich. Jeder normale Mensch liebt Singvögel, aber du suchst dir ausgerechnet die Elstern aus!« Sie schüttelte ärgerlich den Kopf und schnaufte dabei, als ob sie von einem Asthma-Anfall heimgesucht würde.

Na, das konnte ja heiter werden, schoss es mir durch den Kopf. Und das wurde es auch.

»Kommen wir lieber zum Anlass meines Anrufs«, sagte sie

kühl, ohne noch einmal von ihrem Teller aufzublicken. »Ich wollte dir etwas sagen, bevor du es von anderen erfährst. Ich werde mir einen lang gehegten Traum erfüllen und eine ausgiebige Kreuzfahrt machen. In achtzig Tagen um die Welt!«

»Und die Kanzlei?«

»Meine Kollegen sind schon informiert, kein Problem«, winkte sie ab und begann die ohnehin schon winzigen Leberwürfel in noch kleinere zu schneiden. Bald würde sie eine Lupe brauchen, um sie noch zu erkennen. Ich schloss daraus, dass sie nervös war, was ich mir aber nicht erklären konnte.

»Ich wusste gar nicht, dass du um die Welt reisen wolltest!« Ich war verwundert – unsere längste Reise hatte ins Allgäu geführt. Alexandra war alles andere als ein Globetrotter, vor allem aber war sie eine Landratte. Dutzende Male hatte sie meine Bitte um eine Bootsfahrt mit dem Argument abgewehrt, dass sie schon beim Anblick eines Schiffs sekrank wurde. Warum nun um Himmels willen dieser Sinneswandel?

»In zwei Wochen geht es los«, verkündete sie und fügte dann fast beiläufig hinzu: »Übrigens werde ich nicht alleine reisen.«

»Ach, du fährst mit deiner Mutter?« Ich konnte mir nicht vorstellen, dass eine ihrer Freundinnen knapp drei Monate Zeit für eine Kreuzfahrt hatte.

»Das ist keine Reise, die man mit der Mutter macht«, belehrte sie mich altklug, als hätte ich behauptet, die Erde sei eine Scheibe.

»Sondern?« Unweigerlich näherte ich mich der Katastrophe.



»Vielleicht mit einem Mann?«, fragte sie keck und schaute mich dabei frech an.

Was hatte sie gerade gesagt? Mit einem Mann? Was meinte sie damit? Ich verstand nur Bahnhof. Dann endlich fiel bei mir der Groschen. Mensch, war ich naiv! Von wegen Versöhnungstreffen. Sie wollte mich noch einmal sehen, um mir endgültig den Laufpass zu geben. Und das auch noch wegen eines anderen Mannes! Magensäure stieg in mir auf, und mir wurde übel.

»Denk nur nicht, dass ich dich mit ihm betrogen habe. Ich habe ihn erst nach deinem Umzug kennengelernt«, schob sie erklärend hinterher.

Sie log – hundertprozentig! An ihrer Stelle wäre ich vor Scham tiefdunkelrot geworden, aber ihr Teint blieb blass. »Du sagst mir nicht die Wahrheit!«

»Natürlich sage ich die Wahrheit! Du weißt, dass ich immer für Ehrlichkeit in einer Beziehung bin.« Ihre Dreistigkeit setzte mich schachmatt.

Sie hatte mich eiskalt erwischt. Wäre es ein Film gewesen, hätte ich ihr einen coolen Spruch serviert, aber das hier war beinharte Realität. Ich, der als Drehbuchautor für schlagfertige Dialoge bekannt war, brachte in diesem Augenblick nicht einmal ein primitives »Scheiße« heraus. Von wegen Screwball-Dialog. Ich war im Abseits gelandet, meine Stimme versagte. Ich schluckte mehrmals, setzte an, um etwas zu sagen, wusste aber nicht, was. Der Stuhl unter mir wankte, mir wurde schwindelig. Ich hatte mich nicht mehr im Griff, und das störte mich kolossal. Was sollte ich tun? Ihr die Algen ins Gesicht donnern? Hilflös suchte ich ihren Blick, in der Hoffnung, sie würde sagen: »Reingelegt! Alles

nur Spaß!« Aber den Gefallen tat sie mir nicht. Sie konzentrierte sich lieber auf ihr Gänsepuzzle.

»Willst du nicht wissen, welche Länder wir bereisen werden?«

Es reichte. Bevor sie mich endgültig zum Deppen machen konnte, stand ich wortlos auf und verließ beleidigt und gekränkt die Blaue Palme. Einfach so. Ein schlechter Abgang, das war mir klar, wie der Geschmack eines billigen Rieslings: schal und ranzig.

In dieser Nacht tat ich kein Auge zu. Immer wieder kreiste dieselbe Frage in meinem Kopf: Für wie blöd hielt sie mich? Sie hatte mir in den letzten Monaten eine Beziehungskrisen-Schmierenkomödie vorgespielt, frei nach dem Motto »Wir brauchen mehr Abstand«. Dabei hatte sie längst einen anderen Kerl gehabt. Jetzt im Bett fielen mir endlich geistreiche Kommentare dazu ein, die ich ihr per WhatsApp schicken wollte. Aber immer, wenn ich etwas Passendes getippt hatte, drückte ich auf die Löschtaste. Auf keinen Fall wollte ich wie die beleidigte Leberwurst dastehen. Obendrein hoffte ich, dass sie sich doch noch bei mir melden würde, um ihr Bedauern auszudrücken: »Ist schon gut, Schatz, das war alles nur ein Missverständnis! Wenn ich eine Weltreise mache, dann nur mit dir.«

Pustekuchen.

## Kiffende Elstern

Am darauffolgenden Tag war an Arbeit nicht zu denken. Wie ein seelenloser Zombie wandelte ich mit Pippa durch den kleinen, blöden Park und dachte buchstäblich an nichts. Alexandra hatte mir wirklich einen emotionalen Punch verpasst. Erst nach einer Weile konnte ich wieder halbwegs klar denken. War es Trauer oder gekränkte Eitelkeit? Diese Frage schwirrte mir durch den Kopf, als ich das Elsternpärchen entdeckte und in die Realität und Gegenwart zurückgeholt wurde. Die beiden verhielten sich sehr seltsam. Sie hopsten rauf und runter wie auf einem Trampolin, torkelten wie betrunken über den Boden, kreisten um ihre eigene Achse. In diesem Moment vergaß ich alle Probleme mit Alexandra, ja, ich vergaß meine gesamte Umgebung und war nur auf diese beiden Vögel fokussiert. Mit etwas Fantasie sah es so aus, als ob sie tanzen würden. An was erinnerte mich das? An einen Walzer? Oder einen Pogo? Es war eine Mischung aus beidem. Ich konnte mir ihr sonderbares Verhalten nicht erklären und ging auf die beiden zu. Sie drehten noch einige Pirouetten und flatterten dann kräczend davon. Ein etwas süßlicher Geruch empfing mich, der mir irgendwie bekannt vorkam. Ich hob eine noch glimmende Zigarettenkippe auf und roch daran: Cannabis! Ich hatte das Zeug zwar seit